

„D’ Zigyner sind da!“ Erinnerungen an Fahrende in Uri aus den 1940er bis 1960er Jahren

Von Walter Bär-Vetsch, Altdorf

Die Begegnungen aus den 1940er bis 1960er Jahren, an die sich befragte Urnerinnen und Urner erinnern, zeigen die ambivalente Wahrnehmung von Jenischen und Fahrenden durch die sesshafte Bevölkerung. Oftmals begegnete man ihnen mit Furcht und Aberglaube, war aber auch fasziniert von ihrer „freien“ Lebensweise. Ihre Dienstleistungen wie Hausieren und Reparaturarbeiten kamen der Bevölkerung in abgelegenen Tälern zugute. Die Fahrenden wurden damals „Zigeuner“, „Fecker“ oder „Heiden“ genannt. 2016 anerkannte Bundesrat Alain Berset die Forderungen der Jenischen und Sinti nach Selbstbezeichnung.¹

„Die Zigeuner kommen. Pass mir auf die Hühner auf!“ rief meine Grossmutter in den 1950er Jahren aufgeregt aus, als sich eine Gruppe von Fahrenden unserem Haus näherte. Meine Grossmutter nahm die noch feuchte Wäsche von der Leine und befahl mir, sofort ins Haus zu gehen. Folgsam, wie ich im Alter von sechs Jahren war, gehorchte ich meiner Grossmutter, fragte sie aber, was das alles bedeuten solle. Flüsternd und sich sogar bekreuzigend teilte sie mir mit, dass die Zigeuner komische Menschen seien. Denn das eine glaubte man mit Sicherheit zu wissen, dass Zigeuner nicht nur Hühner und Wäsche, sondern auch Kinder stehlen. Vor allem schlimme Kinder hätten es ihnen angetan, auf die seien sie besonders „scharf“, drohte die Grossmutter. Sie würden die Kinder in der Fremde dann gewinnbringend weiterverkaufen, sagte sie. Dies weckte meine Neugier. In der Hoffnung, durch die Zigeuner aus der Herrschaft meines überaus strengen Elternhauses und vom gerade begonnenen Schuldienst befreit zu werden, lief ich ihnen nach. Leider vergeblich! Die Zigeuner stahlen mich nicht. Sie zogen an mir vorbei. Ich konnte ihnen nur sehnsüchtig und voller Neid auf ihre freie Lebensweise nachschauen.

An diesem Tag sprachen meine Grossmutter und ich mit keinem vorbeiziehenden Zigeuner. Dennoch waren wir von der Wahrheit unserer Vorurteile gegenüber den Zigeunern überzeugt. Meine Grossmutter hielt an ihrem Aberglauben fest, dass Zigeuner Diebe und Kinderräuber wären. Weil sie in den Zigeunern mit dem Teufel verbündete Wesen zu erblicken glaubte, bekreuzigte sich die Grossmutter sogar, um sich und mich vor den Zigeunern zu schützen. Ja, man brachte ihnen grosses Misstrauen entgegen und dichtete ihnen Dinge an. Man nannte sie „frèmd Fettzlä“, „Feckerwaar“, ja sogar „Heiden“. Warum? Weil die meisten Angehörigen der sesshaften Gesellschaft damals – nicht zuletzt aus der Urner Sagenwelt – überzeugt waren, dass alle Fahrenden von Natur aus negative Eigenschaften aufwiesen.“ Dies die Erinnerungen einer damals Sechsjährigen an ihr erstes Erlebnis mit den Zigeunern!

Zigeuner in der Urner Sagenwelt

¹ Nach der Auflösung des „Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse“ wurde 1975 die Radgenossenschaft der Landstrasse als Interessenvertretung der Jenischen gegründet. Die Schweizer Fahrenden gehören grösstenteils zur Gemeinschaft der Jenischen. Sie sind eine anerkannte Minderheit und haben schon immer in der Schweiz gelebt. In Österreich, Deutschland und der Schweiz gibt es rund hunderttausend Jenische, darunter etwa dreissigtausend Fahrende. Bei ausländischen Fahrenden handelt es sich in der Regel um Roma oder Sinti. Sie stammen heute mehrheitlich aus Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien. 1997 nahm die vom Bund gegründete Stiftung „Zukunft für Schweizer Fahrende“ ihre Tätigkeit auf. Sie hat den Auftrag, die Lebensbedingungen der Jenischen und Sinti in der Schweiz zu verbessern. In den letzten Jahren sind weitere Organisationen von Jenischen, Sinti und Roma entstanden, so zum Beispiel der Verein „Bewegung der Schweizer Reisenden“ oder der Verband „Sinti und Roma Schweiz“.

Der Begriff Zigeuner ist ein Sammelbegriff für Personen und Personengruppen mit einer meist traditionell nicht- oder halbsesshaften Lebensweise. Seit den 1980er Jahren wird er in den öffentlichen Debatten als politisch unkorrekt vermieden. Der Volksmund hingegen spricht noch heute von Zigeunern. In diesem Sinne gestatte ich mir die Verwendung des Begriffs Zigeuner, umso mehr als damit keine Herabsetzung beabsichtigt ist.

Noch Anfang des 20. Jahrhunderts sagte man den Zigeunern in unserer Gegend Hexerei und Zauberei nach. In seinen Urner Sagen hielt Spitalpfarrer Josef Müller (1870 bis 1929) verschiedene Erzählungen fest. So soll ein hübsches Mädchen bei einem Tanzanlass einem Burschen auf die Achsel geklopft und ihn verführerisch umgarnt haben: „Chunnsch m'r äü grad nachä!“ Eine anwesende Frau merkte aber den Spass, lief schnell hinzu und hiess den Burschen seinen „Tschoop“ ausziehen. Er tat's, und sie schnitt ihm auf der Achsel ein Stück Hemd aus und verbrannte alles. Wäre das nicht geschehen, so hätte der Bursche der Zigeunerin nachlaufen müssen.² Ähnliches wurde aus Silenen berichtet: Als einst die Leute aus dem Sonntagsgottesdienst kamen, zog gerade eine Bande „Heiden“ des Weges. Einer aus ihrer Mitte schritt auf ein hübsches Silener Mädchen zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Chumm bald nachä!“ Sobald das Meitli nach Hause kam, wollte es wieder fort, den „Heiden“ nach. Die Mutter fragte, wie das komme. Es erzählte ihr vom fremden Mann. Jetzt befahl sie ihm, das „Tschöpli“ auszuziehen. Es gehorchte ihr; und siehe da! Der „Tschoopä“ watschelte zur offenen Türe hinaus, den „Heiden“ nach.³

Als ein andermal Kinder im Freien spielten, kam eine Gruppe Zigeuner des Weges. Eine Zigeunerin berührte im Vorbeigehen eines der Kinder auf der Achsel. Wenige Augenblicke später verliess das Kind seine Spielgefährten und folgte der Gruppe. Auf dem Weg begegnete ihm seine Gotte. „Wohi witt dü, Gottli?“ fragt sie. „Denä Lyttä nachä, wo da vornä gahnt,“ sagt das Kind. „Aber um Gottes Willen, das sind ja Zigeuner! Wer hat dich denn geschickt?“ – „Niemand. Ein Weib hat mich auf der Achsel berührt, und jetzt muss ich ihm folgen.“ Da nahm die Gottä ein Sackmesser und schnitt an jener Stelle die Kleider aus. Jetzt kehrte das Kind willig zurück.⁴

Feld-Baschis in Gurtellen hatten „ä scheeni Ribl“ Rauchfleisch im Kamin hangen, als eine Zigeunerin ins Haus kam. Sie betrachtete und rühmte das Fleisch. „Ja, aber die Würmer sind darin,“ sagte Baschi. „Dem kann man schon abhelfen,“ meinte die Zigeunerin und gab ihm einige Nägel, mit der Weisung, sie in die Fleischstücke zu stecken. Als sie fort war, steckte Baschi einen der Nägel in einen Holztotz vor dem Hause. Der fing sogleich an, sich zu bewegen, als ob er der Zigeunerin nachlaufen wollte. Allein dazu war er zu schwer. Die Zigeunerin hatte es aufs Fleisch abgesehen.⁵ Ein andermal kam in Unterschächen eine Frau der „wilden Leute“ ins Dörfli hinunter und bat eine Frau drunten um Milch. Die Unterschächnerin gab ihr. Die Zigeunerin sagte ihr, sie solle am nächsten Tage unter die Flueh kommen, sie wolle ihr dann einen Gegendienst erweisen. Die Frau folgte der Einladung und dachte bei sich: „Ich will wenigstens ga lüegä, ob si chunt.“ Die Zigeunerin kam wirklich die Fluehleiter hinunter und brachte ihr eine Fürscheibe (Schürze) voll Laub. Enttäuscht und unzufrieden darüber murrte die Unterschächnerin in Gedanken: „Wenn i das g'wisst hätt, wägä dem wäri jetz nu nitt da üfä g'gangä.“ Doch sie nahm das Laub in ihre Schürze und trat den Rückweg an. Die Zigeunerin dingte ihr noch an und ermahnte sie, sie solle wohl acht geben und kein Blättchen verlieren. Auf dem Heimweg verstreute die Unterschächnerin eine Handvoll des Laubs nach der andern. Jetzt rief ihr die andere nach: „Wie meh dü verzatterisch, wie weniger dü hatterisch.“ Aber die Gewarnte achtete nicht darauf und verzatterte auf dem ganzen Heimweg die Blätter. Als sie zu Hause ankam, hatte sie nur noch ein einziges in der Schürze, und indem sie es herausnahm, war es ein Zwanzigfrankenstück. Jetzt erst verstand sie die Worte der Fahrenden, die es gut mit ihr gemeint hatte, und ging zurück, um das Laub wieder zusammensuchen, fand aber gar nichts mehr.⁶

„Heidenkehle“ oder „Heidkehle“ heisst eine Runse, die sich am Eingang ins Isental beim Fruttchäppäli in den See hinunter zieht. Wie sie zu diesem Namen gekommen, erzählt die Sage: Vor Zeiten zog hier wanderndes „Heidenvolk“ (Zigeuner) vorbei. Ein altes Mütterchen, das ebenfalls zu dieser Gesellschaft gehörte, humpelte müde nach. Es war den „Heiden“

² Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 145 a

³ Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 309 2

⁴ Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 309 1

⁵ Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 314

⁶ Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 1331 b

schon lange überlästig geworden. Jetzt packten sie es. Obwohl es flehte und bitterlich anhielt, es leben zu lassen, stürzten sie es ohne Erbarmen in die Kehle hinunter.⁷

Unliebsame Zigeuner wurden abgeschoben.

Dem fahrenden Volk sagte die sesshafte Bevölkerung eine raffinierte Betteltechnik nach, und wenn diese erfolglos blieb, dass es sich gewisse Güter holten, ohne lange darum zu bitten. Um die unliebsamen Gäste schnell wieder los zu werden, schoben die Gemeinden die Zigeuner oft ohne lange Federlesens über die Kantons- oder Gemeindegrenze ab. So wurde im Juli 1906 eine Gruppe Zigeuner, die sich im Urserental aufhielt, mit einem grossen Polizeiaufgebot zurück über die Furka ins Wallis begleitet. Im Mai 1907 beschwerten sich die Seelisberger über ein „selten freundnachbarliches Geschenk“ der Sisikoner. Diese überführten eine zwanzigköpfige Zigeunergruppe bei Nacht und Nebel in zwei Schiffen aufs Rütli, „offenbar nicht deshalb, um die braunen Kinder der Sippe mit dem Ursprung der Schweizergeschichte bekannt zu machen“, wie das Urner Wochenblatt später schrieb. Doch die Seelisberger ihrerseits verfrachteten die Gruppe samt Wagen, Kind und Kegel in einen Nauen und führten sie wieder nach Sisikon zurück.

Lassen wir Zeitzeugen von ihren Erlebnissen mit Zigeunern in den 1940er bis 1960er Jahren erzählen:

„Ziggyner, Ziggyner chemät!“

So tönte es durch die Reihen der Dorfjugend, wenn im Frühsommer, wenn die Nächte lauer wurden, die ersten Fahrenden sich den Dörfern näherten. Zwei stolze Pferde zogen den blachenüberspannten Brückenwagen. Die Ärmeren unter den Fahrenden spannten auch einen Esel vor oder luden ihre Habe auf einen Karren, den sie selbst zogen. Oft wurden Hunde mitgeführt, meist in grösserer Zahl, manchmal auch Schafe oder Ziegen. Eine Zeitlang gewährte die Eisenbahn billige Tarife für den Transport von Wohnwagen Fahrender, egal ob sie nun Artisten oder Kesselflicker waren. Dies ermöglichte, die Wagen zwei bis drei Monate auf dem Bahnareal abzustellen. Üblicher war aber, mit einem Zugtier zu fahren. Später änderten sich die Mittel zum Fahren. Man begann, mit Motorrad und Zelt oder mit Autos und Wohnwagen zu fahren.

Für die Kinder war die Ankunft der Zigeuner immer mit grosser Aufregung verbunden, auch mit Neid auf das lustige Zigeunerleben. Ihr Lager schlugen die Fahrenden an ihren bekannten Standplätzen auf, meist ausserhalb der Dörfer: so auf der Schanz (am „Linggä“) oder im Bodenwald in Seedorf, rechtsufrig bei der Reussbrücke von Altdorf nach Attinghausen, in der Schwändi, im Bodenwald und beim oberen „Chummetbriggli“ in Attinghausen, im „Galgäwäldli“ oder im Loch (östlich des EWA-Ranks) in Bürglen, beim Holzplatz in der scharfen Rechtskurve nach der Wättingerbrücke in Wassen usw. Sie bevorzugten Lagerplätze an Flussufern, in Kiesgruben und an Schutthalden. Dort waren sie ungestört unter sich und störten niemanden. Meist waren es vier bis fünf Familien, die mit ihren Planwagen oder auch solchen, die ganz aus Holz gefertigt waren, angereist kamen. Woher sie kamen, wusste niemand. Wohin sie fahren wollten, blieb auch ungewiss. Man wollte nicht fragen, es ging einen nichts an.

Aussehen, Gehabe und Gebräuche der Fahrenden verbreiteten bei der hiesigen Bevölkerung auch in den 1960er Jahren noch eine gewisse Scheu, aber auch den Reiz des Fremden. Sesshafte warfen den Fahrenden vor, da alle im gleichen Wohnwagen schliefen, kein Schamgefühl zu besitzen. Obwohl fast alle Zigeuner katholisch waren, wurden sie auch „Heiden“ genannt. Leuten, die in die Zukunft sahen und vielleicht diese noch zu beeinflussen wussten, ging die mehr oder weniger abergläubische Bevölkerung lieber aus dem Weg. Es hätte auch Fälle gegeben, wo der Dorfpfarrer den Hausfrieden wieder herstellen musste, weil sich ein hiesiger Ehemann oder eine hiesige Ehefrau zu lange bei den Zigeunern aufgehalten habe.

Ein Standplatz diente meist mehreren Familien. Innerhalb dieser Sippe gab es eine hierarchische Ordnung mit dem Sippenältesten an der Spitze. Er bestimmte die Lagerplätze, Länge der Aufenthalte und Routen. Ferner hatte er die Aufgabe, Streitigkeiten innerhalb der

⁷ Müller Josef, Sagen aus Uri, Sage 306 1

Sippe zu schlichten und Recht zu sprechen. Noch bis vor etwa gut fünfzig Jahren hätte der Sippenälteste die Frauen für seine Söhne gesucht und seine Töchter verheiratet. Äussere Zeichen seiner Würde und Autorität waren Anzug mit Weste und Jackett, breitrandiger Hut, silberne Uhrkette und eine Anzahl Ringe an den Fingern. Unterstützt wurde er von seiner Frau. Die Fahrenden schienen viele Kinder zu haben. Sie sahen in vielen Kindern einen Beitrag zur Stützung und Erhaltung der eigenen Existenz. Kinder aufzuziehen kostete nicht viel, und sobald sie etwas grösser waren, konnten sie mithelfen, den Lebensunterhalt zu verdienen oder auf die kleineren Geschwister aufzupassen. Oder entstand der Eindruck einer grossen Kinderzahl dadurch, weil meist mehrere Familien zusammen auf einem Rastplatz wohnten?

Wer hat wem die Kinder gestohlen?

Meist beobachteten die Kinder die Standplätze der Zigeuner aus sicherer Distanz. Manchmal aber siegte die Neugier über die Angst; dann schlichen sie sich diesen fremdländisch aussehenden Menschen näher. Nur die mutigsten wagten es. Grösser als die Angst, erwischt zu werden, war die Angst, „verschleppt“ zu werden. Dennoch hielt uns diese Furcht nicht davon ab, ihr Lagerleben heimlich auszukundschaften. Wir liebten es, Indianern gleich, an das Lager heranzupirschen. Wurden wir entdeckt, rannten wir, was das Zeug hielt, quer durch den Wald davon, verloren uns dabei oft aus den Augen und trafen uns erst zu Hause wieder. Niemand hätte gewagt, während der Flucht auch nur einen einzigen Blick zurückzuwerfen. Wie von Bluthunden gehetzt, flohen wir durch das Unterholz. Ob uns je eine aufgebrachte Zigeunerin auch nur einen Schritt weit verfolgte, konnten wir nie mit Bestimmtheit sagen. Höchstwahrscheinlich begnügten sich die Lagernden damit, uns Lausbuben einen Schreck einzujagen. Erst viel später wurde mir klar, dass es sich mit dem „Stehlen von Kindern“ lange Zeit genau umgekehrt zugetragen hatte. Nicht die Zigeuner hatten Kinder gestohlen, sondern ihnen selbst wurden die Kinder gestohlen. Zwischen 1926 und 1973 nahm die Stiftung Pro Juventute mit Hilfe der Behörden mehrere Hundert Kinder aus „Vagantenfamilien“ ihren Eltern weg unter dem Vorwand, dass man ihnen eine „anständige Erziehung“ angedeihen lassen müsse, um sie zu ordentlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Zu diesem Zweck gründete Pro Juventute das „Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse“.

Mein Grossvater und die Zigeuner

Die Zigeuner brachten meinem Grossvater Jahr für Jahr Wagenräder zum Flicker. Sie vertrauten ihm, und er vertraute ihnen. Mit der Bezahlung der Rechnungen gab es nie Schwierigkeiten. Manchmal versuchten sie zwar, den Preis zu drücken. Obwohl mein Grossvater nicht nur korrekt, sondern auch standhaft war, stellte er sich diesen Preisdiskussionen. Letztlich einigte man sich immer, und das Handeln gehörte zu einem „guten Geschäft“. Er lieferte die ausbedungene Ware einwandfrei und bestand auch auf ebenso korrekter Bezahlung. Wenn ein defektes Wagenteil zu gross war, um in Grossvaters Werkstatt zu bringen, reparierte er es vor Ort auf dem Standplatz. Einmal durfte ich Grossvater bei einer solchen Reparatur begleiten. Alle Wohnwagen waren aussen sauber poliert und standen genau ausgerichtet auf dem Platz. Nirgends lag Abfall herum. Frischgewaschene Wäsche trocknete an der Sonne. Die Hunde waren artig und angeleint. Interessiert blickte ich ins Wageninnere. Darin befand sich ein kleiner Holzofen, mit einem Abzugrohr, das seitlich aus dem Gefährt herausragte; als Vorsorge für kühlere Nächte. Rechts und links des Eingangs befanden sich Holzbänke, wie Truhen ausgeführt, die man mit Hilfe des Tisches mit ein paar wenigen Handgriffen in ein bequemes Bett umfunktionieren konnte. Das wäre auch meine Welt, wie gerne wäre ich mit ihnen mitgefahren! Wenn sie doch nur keine Kinder stehlen würden, dachte ich. Mein Grossvater kannte fast alle Zigeuner, und sie kannten ihn. Dennoch vergass die Grossmutter nie darauf hinzuweisen: „Jetzt werden sie bald kommen! Da heisst es, auf die Hühner und auf die Wäsche achten.“ „Bei uns ist noch nie auch nur eine Henne weggekommen in dieser Zeit!“ entgegnete Grossvater besänftigend. Dieses Ritual wiederholte sich Jahr für Jahr.

Die Zigeuner an der Seedorfer Schanz

Der „Linggä“ bei Seedorf galt in meiner Schulzeit als bevorzugter Badeort. Leider führte der Weg zum Ufer am dortigen Standplatz der Zigeuner vorbei. Davor fürchtete ich mich. Meist bellten mich ihre Hunde schon von weitem an. Die Familien, vielfach fremdländische, sassen

vor ihren Wohnwagen und beschäftigten sich mit verschiedenen Tätigkeiten, die Männer mit Kesselflicken, die Frauen, die ihre Haare offen trugen und ihre Säuglinge auf den Rücken gebunden hatten, mit Hausarbeiten. Offen zeigten sie mit ihren bunten Kleidern und dem goldenen Schmuck ihre Vorliebe. Die Kinder beschäftigten sich selbst und vergnügten sich angeregt beim Spielen. War es Scheu, ja sogar Furcht, oder bloss Neugier, dass ich meine Schritte beim Vorübergehen verlangsamte. Interessiert sah ich dem regen Treiben zu. Beim Anblick einer ihr Kind stillenden Zigeunerfrau stieg mir wohl die Schamröte ins Gesicht. Jedenfalls rief mir ein älterer Zigeuner zu: „Hesch das dank no niä gseh?“ Nein, in den 1960er Jahren wurden wir Schulkinder noch nicht aufgeklärt! Schon wollte ich mich davonmachen. Doch am nahen Waldrand weidete ein jüngerer Zigeuner ein Tier aus. Wohl ein gefreveltes Reh! Gespannt schaute ich zu. Wohl hatte ich gewusst, dass die Zigeuner Hunde hielten, mit ihnen handelten, sie als Wächter brauchten, sie für besondere Aufgaben wie die Dachs- oder Igeljagd abrichteten. An einem Ast hing ein getöteter Hund, an den beiden Hinterbeinen aufgehängt. Der junge Zigeuner hiess mich, näher zu kommen. „Katzenfleisch ist gut, aber Hundefleisch ist auch noch gesund!“ erklärte er mir. Des weiteren würden sie das Hundefett äusserlich und innerlich als Medizin verwenden, besonders bei Erkältungen. Nach diesem medizinischen Rat ging ich weiter, um im See dem Badevergnügen zu frönen. Doch an diesem Nachmittag ging ich nicht ins Wasser. Ich wollte mir ja keine Erkältung zuziehen!

Die Zigeuner in Wassen

Der Holzplatz bei der scharfen Rechtskurve nach der Wattingerbrücke bot den Zigeunern einen idealen Standplatz, neben der Strasse, etwas weg von den Leuten und doch bei ihnen. Sie stiegen vom Wagen und erkundigten die neue Umgebung. Dass all diese Leute, tags- und nachtsüber, im Innern des Wagens Platz fanden, weckte unsere Neugier. Wenn der „Gwunder“ auch gross war, so wagte es doch selten einer, ins Innere des Wohnwagens zu blicken, ohne zu riskieren, den wichtigsten Teil seiner Hose dem Wachhund als Trophäe zu hinterlassen oder in die Reichweite der Zigeunerpeitsche zu kommen. Hatten die Zigeuner nichts zu essen, schickten sie die Kinder in die umliegenden Behausungen „ga heischä“. Wer konnte diesen kleinen Bettlern widerstehen? Unterdessen ging die Grossmutter mit ihrem Bogenkorb im Dorfe hausieren und bot ihre Nastücher, Schuhschmiere und vieles andere an. Der Grossvater lag währenddessen an der Sonne, denn zum Korben war nichts, da hier keine Weidenbäume wuchsen. Der Scherenschleifer und Schirmflicker aus Altdorf war erst letzte Woche mit dem Velo durch Wassen gezogen und hatte die Reparaturarbeiten mitgenommen. Man vertraute ihm eher als einem Zigeuner, der diese Arbeit auch gerne gemacht hätte. So genoss der Vater sein Nichtstun. Zum Pfannenflicken fehlte ihm die Einrichtung und einer geregelten Arbeit nachgehen wollte er nicht. Im schlimmsten Falle konnte man ja wieder einen der Hunde für einen Fünfliber verkaufen, deren es vor sieben Wochen ja wieder sechs gegeben hatte. Unter dem Wagen lag die Hündin mit den Welpen, im Wagen arbeitete die Mutter im Kreise ihrer Kinder mit dem Neugeborenen, und hinter den Holzstapeln begannen sich Stute und Wallach bereits seltsam zu beschnuppern. Welch Idylle in freier Natur!

Wenn die Zigeuner aus Spanien, Südfrankreich oder sogar echte aus Ungarn in Wassen anrückten, war unsere Neugierde gross. Besonders wenn der Trupp vorwiegend aus Erwachsenen bestand: Burschen in den zwanziger Jahren, die ihren Lebenszweck in Streit und Kampf sahen, und dunkeläugige Mädchen mit ihren rabenschwarzen, langen Haaren, die Schmuck und Charme zur Schau trugen. Donnerwetter, da floss das Blut manches Einheimischen schneller in den Adern! Nur wenige versuchten, mit den Mädchen Kontakt aufzunehmen, und meist mit negativem Erfolg. Zerkratzte „Grindä“ und Aussicht auf Prügel wären gewiss. Diese Zigeuner konnten meist mehr als andere Leute. Besonders alte Frauen, die wie Hexen aussahen, wussten Zeichen zu deuten, aus der Hand zu lesen, wahrzusagen, Krankheiten zu heilen, Warzen und Geld verschwinden zu lassen. Die Bevölkerung sah dieses fremdländische Volk nicht gerne. Sogar die Behörden waren froh, wenn es aus dem Gemeindebann verschwand.

Scherenschleifer, Korbflicker und Hausierer

Die Fahrenden betrieben ihre traditionellen Gewerbe. Dazu gehörte das Hausieren mit Haushaltsartikeln (z. B. Handtücher, Schürzen, Hemden, Stoffe), mit Gegenständen für den

gewerblichen Bedarf (z. B. Seilerwaren, Arbeitskleidung) und teilweise mit selbst angefertigten Produkten (z. B. Korberware). Sie lernten das Hausierhandwerk schon von Kind auf. Dabei durchliefen die Jugendlichen eine informelle Ausbildung im elterlichen Gewerbe oder im Handwerk von Verwandten.

Fremdländische Zigeuner hausierten auch mit Schmuck, Uhren und Teppichen. Rein äusserlich machten diese angebotenen Waren zumeist einen sehr guten Eindruck. Jedoch war die Qualität oft minderwertig, was sich allerdings erst zu spät herausstellte, wenn die Zigeuner ihr Lager in der Seedorfer Schanz geräumt und über alle Berge verschwunden waren. Doch unter den Fahrenden gab es auch seriöse Händler, so die Waser, Moser oder bis ungefähr 1970 Johann Gruber, der mit einem Velo, vollbehangen mit Seilwerk, vor allem die Bauern besuchte.

Die Zigeuner, „d Vazner“, wie sie auch genannt wurden, gingen nicht nur als Hausierer von Haus zu Haus, sondern betätigten sich auch als Messer- und Scherenschleifer, Besenbinder, Kesselflicker, Schirmmacher sowie als Korber. Vereinzelt handelten sie auch mit Antiquitäten und sammelten Altwaren. Als Stör-Handwerker erledigten sie bei ihrer Kundschaft gewisse Reparaturen vor Ort.

Meist war die Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann so, dass die Frau von Haus zu Haus ging, Waren anbot, nach Gegenständen fragte, die ausgebessert werden mussten. Der Mann flickte dann die beschädigten Gegenstände, die ihm seine Frau zum Wagen brachte, und fertigte manchmal auch neue an, die die Frau wiederum den Kunden verkaufte. Hausieren war das Handwerk, das eine Fahrende verstehen musste, denn ihr wurde leichter Zutritt in die Bauernhäuser gewährt, war doch meist nur die Bauersfrau mit den Kindern zuhause. Gelegentlich wurde früher gegen Naturalien hausiert, z. B. gegen Speck und Käse, später aber nur noch gegen Geld. Für ein erfolgreiches Geschäft bedankte sich die Zigeunerin mit einem durchaus ernst gemeinten „Vergelt's Gott!“ oder „Bliband gsund!“.

In der Handarbeit war sie eine Meisterin.

Das Leben auf der Strasse und eine enge Familienbande bestimmten die Kindheit der Zigeuner. Sie wuchsen in einem Beziehungsnetz auf, das über die eigene Familie hinausging. Die älteren Kinder hüteten die jüngeren, halfen den Erwachsenen bei Reparaturarbeiten oder beim Hausieren. Nötigenfalls waren die Kinder in der Lage, für sich selbst zu sorgen. Handwerkliche Fertigkeiten brachten ihnen Verwandte und Bekannte bei. Natürlich bestand für diese Kinder auch die Schulpflicht.

Am Seedorfer „Linggä“ schlug auch eine jenseitige Familie aus der Schweiz über mehrere Jahre jeweils für drei bis vier Monate das Lager auf. Ihre Tochter besuchte während ihres Aufenthalts jeweils die Seedorfer Primarschule. Dadurch entstanden unter den Klassenkameradinnen eine mehrere Jahre anhaltende wertvolle Freundschaften. Margrit, wie das Mädchen hiess, besuchte ihre Freundinnen bei ihnen zu Hause in Seedorf, ihre Freundinnen wurden in die Wagenburg an den „Linggä“ eingeladen. Margrits Eltern bewirteten die Mädchen aufs Freundlichste mit Getränk – meist Sirup – und „Guetzli“. Die Mädchen rühmten zu Hause die grosszügige Gastfreundschaft und die stets vorbildliche Ordnung im und um den Wohnwagen. Obwohl Margrit jährlich nur drei bis vier Monate in Seedorf zu Schule ging, vermochte sie dem Unterricht bestens zu folgen. Sie war eine ausgezeichnete Schülerin, äusserst pflichtbewusst und lernbegierig. Besonders in der Hauswirtschaft war sie eine sehr begabte Schülerin, im Häkeln, das ihr ihre Mutter und ihre Grossmutter beigebracht hatten, eine wahre Künstlerin. Die Klassenkameraden warteten jährlich darauf, dass Margrit wieder zu ihnen in die Schule kam. Doch eines Jahres kam ihre Familie nicht mehr nach Seedorf. Geblieben sind nur noch die Erinnerungen an die fleissige Margrit und ihre so gastfreundlichen Eltern. Die Erinnerung, dass auch die Fahrenden frühmorgens aufstehen, einer Arbeit nachgehen, abends haushalten und die Kinder mahnen, ihre Schulaufgaben zu erledigen!

Schöne Stunden bei den Zigeunern

Es war 1945 oder 1946, als eine sehr nette Zigeunerfamilie am Standplatz des rechtsseitigen Reussufers bei der Attinghauser Brücke lagerte. Mein Bruder und ich verbrachten mit weiteren Schulkindern aus Attinghausen jede freie Minute bei ihnen. Hatten wir an den freien

Schulnachmittagen und in den Ferien daheim unsere Ämtli erledigt, zog es uns zur Reussbrücke. Das freie Leben der Fahrenden schien uns die grenzenlose Freiheit zu sein. Die Familie – der Vater, der mit seinen krausen Haaren und seinem sonnengebräunten Gesicht Zarli Carigiet glich, die eher rundliche Mutter, die auf dem Standplatz das Zepter führte, zwei etwa 16-jährige Töchter, beide mit langen, luftigen Haaren, die eine schwarz, die andere blond, und der etwa 8-jährige Sohn – freute sich über unseren Besuch. Ja, es entstand eine richtige Freundschaft. Der Wagen, von dem hinten eine Holzterrasse auf den Boden führte, war mit einer runden Blache überzogen. In einem Bretterverschlag stand die Scherenschleiferei betriebsbereit. Wir bewunderten, wie geschickt der Vater die löchrigen Pfannen, abgewetzten Scheren und rostigen Küchenmesser flickte. Die Mutter und ihre Töchter holten tagsüber bei der Kundschaft neue Arbeit und brachten die reparierten Gegenstände zurück. Der gleichaltrige Bub, nett und mit seinen blonden Haaren der Schwarm von uns Mädchen, besuchte mit uns in Attinghausen zur Vorbereitung auf die Erste Heilige Kommunion den Katechismusunterricht. Mein Bruder und ich freuten uns auf den Weissen Sonntag, auf die kirchliche Zeremonie ... und natürlich auch auf das feine Mittagessen im Kreise unserer Familie. Aus Mitleid baten wir unsere Mutter, den Zigeunerbub zu diesem feinen Mittagessen einladen zu dürfen. Er und seine Familie freuten sich riesig über Mutters Zustimmung.

Am Weissen Sonntag empfing der junge Zigeuner, adrett angezogen in seinem schönen Sonntagskleid, in der Attinghauser Pfarrkirche die Erste Heilige Kommunion, aber nicht mit uns andern Kindern zusammen. Der Herr Pfarrer hatte ihn nicht an die feierlichen Zeremonie eingeladen; er hatte den Zigeunerbub auf Viertel vor sechs Uhr, also vor der Frühmesse, in die Sakristei beordert und ihm dort, ohne seine Familie, die Erste Heilige Kommunion gegeben. Doch an unserem Mittagstisch erhielt er dann den Ehrenplatz. Es freute uns, dass ihm das Festmahl mundete; sein mehrmaliges Zulangen bewies es uns. Gegen Abend verabschiedete er sich dankbar von uns. Am nächsten Tag erschien sein Vater mit einer Flasche Wein, bedankte sich bei unserer Familie für die grosse Freude und Ehre, die wir seinem Sohn erwiesen hatten. Nach zwei bis drei Monaten verliess die nette Zigeunerfamilie den Standplatz an der Attinghauser Reussbrücke.

Ein älteres Zigeunerpaar lagerte vorübergehend beim oberen „Chummetbriggli“ in Attinghausen. Nach der allabendlichen Maiandacht hielten wir uns gerne auf der Brücke auf und beobachteten das Lagerleben am Kummelbach. Eines Abends wetteiferten wir Kinder, wer mit einem Stein das Blechdach des Zigeunerwagens treffen konnte. Der vierte oder fünfte Kiesel traf! Der alte Zigeuner schaute aus dem Wagen, sah uns Kinder auf der Brücke, ging in den Wagen zurück und erschien erneut mit einem Gewehr. Eine ältere Dorfbewohnerin, die das alles beobachtet hatte, rief uns zu: „Chinder, flichäd, där schiäss!“ Doch diese Aufforderung war nicht mehr nötig. Wir waren schon in alle Himmelsrichtungen verstoben. Am andern Tag streifte der Zigeuner mit einem alten Fahrrad durch Attinghausen. Er musterte jedes Schulkind. Mich fragte er, ob ich auch dabei gewesen wäre. Meine verneinende Antwort schien er zu glauben. Auf seinem Dorfgang suchte er einen Käufer für sein altes Fahrrad. Er hatte Glück und konnte es für fünfzig Franken dem damaligen Schuhmacher verkaufen. Doch der neue Besitzer freute sich nicht lange an seinem Kauf. Schon am folgenden Tag erschien die Polizei, beschlagnahmte das gestohlene Zweirad und brachte es seinem richtigen Besitzer zurück.

Vergangene Nostalgie

Planwagen, gezogen von Pferden, waren gestern. Heute sind die Fahrenden in der Schweiz mit modernen Wohnwagen, angehängt an kraftvollen Autos, unterwegs. Unser damaliger Neid auf das angeblich „lustige Zigeunerleben“ ist unserem Bewusstsein gewichen, dass die Fahrenden heute wie wir Sesshaften morgens früh aufstehen, einer Arbeit nachgehen und abends haushalten müssen. Sonst hat sich in den letzten Jahrzehnten aber nicht viel geändert: Noch immer stehen die Fahrenden am Rand der Gesellschaft, noch immer finden sie nur schwer Arbeit. Und noch immer ist es für sie schwierig, einen geeigneten Standplatz zu finden – doch gerade dieser wäre so wichtig.